

Mitschrift eines Vortrags von Bischof Dr. Franz-Josef Bode aus Osnabrück,

anlässlich des Symposiums „Die sakramentale Grundstruktur der Kirche und ihrer Dienste und Ämter“ am 5. April 2019 in der Katholischen Akademie in Bayern

von Diakon Michael Schofer, Bamberg

In dem letzten Vortrag „Kirche mit Zukunft“ verwendete der Osnabrücker Diözesanbischof Dr. Franz-Josef Bode das alttestamentliche Bild vom Kampf Jakobs mit dem Fremden, der sich als Engel herausstellt (Gen 32,23-33):

Vielleicht brauche es manchmal eine neue Theologie, weil wir von den Dingen nicht mehr reden könnten wie vorher. Oft schon habe sich die Kirche durch Situationen „geschummelt“, so wie der biblische Jakob. Manchmal sei die Kirche wie Jakob „der Glatte“ gewesen, doch nun müsse sie ringen mit dem Geheimnis Gottes. Wegweisend in diesem Zusammenhang sei der Ausspruch Karl Rahners: „Glauben heißt, die Unbegreiflichkeit Gottes ein Leben lang aushalten“.

Kirche müsse sich dem Widerständigen stellen, in dem Gott ebenso auf uns zukommt wie in der Tradition. Um die Wahrheit zu ringen bedeute, Jesus in Leben und Tun zu begegnen, lebendigen Menschen zu begegnen. Die Wahrheit sei als Weg zu verstehen, als Weg des pulsierenden Lebens.

Authentizität, Kontinuität und Kohärenz: auch die Dogmatik und die Pastoraltheologie dürften sich wieder annähern, die Pastoral müsse das Dogma im Lauf der Zeit mitbestimmen, so wie in den Konstitutionen des 2. Vatikanischen Konzils „Lumen Gentium“ und „Gaudium et Spes“ verdeutlicht. „Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände“ (GS 1) – dieser zweite Satz der Pastorkonstitution zeige deutlich, dass die Wahrheit erst zu hören sein wird, wenn sie in uns Resonanz gefunden hat. Dieser Vorgang sei herausfordernd, zäh und anspruchsvoll. Wir „verkaufen“ nicht nur einen „Glauben light“, sondern entdecken in ihm die Tiefe der Wirklichkeit. Natürlich würden Entscheidungen auch immer anspruchsvoller, wenn man sich mit den Situationen beschäftigt, in die hinein sie getroffen werden. Und doch gehe es immer um Situationen des Segnens, wie wir zum Segen für andere werden könnten, wie Jakob, der den Fremden nicht eher loslässt, bis dass jener ihn segnet.

Jakob geht aus dem Kampf mit dem Engel gezeichnet heraus, er hinkt. Die Kirche müsse dieses Zeichen des Hinkens, das „verbeult sein“ annehmen. Auch die Weitergabe des Glaubens würde sich nicht ereignen in einer Art „depositum fidei“, also einer Ablagerung. Glauben heißt, verwundbar zu sein, sich die Frage nach Sinn und Existenz zu stellen, ohne darüber verfügen zu können (Christoph Theobald). Dieser Verwundbarkeit der Welt müsse man sich anvertrauen, im Vertrauen darauf, selber nicht zum Verlierer zu werden. Offenheit und Vertrauen seien immer wieder ein Anknüpfungspunkt – so wie im Beispiel der blutflüssigen Frau (Mt 9,20-22), der allein die Berührung des Gewandsaumes Jesu ausreichen würde für die Heilung.

Die Kirche werde den Weg der Ausbreitung weitergehen, sie wird demografisch wachsen, aber nicht unbedingt substantiell. Kirche müsse sich befreien lassen auf dem Weg durch die Wüste, in der Zuwendung zu den Armen und die Weisung Gottes in seinen Geboten vor Augen. Darin spiegeln sich auch die Grundvollzüge der Kirche, liturgia, martyria und diakonia wider. Welche Fragen würden sich also stellen im Blick auf eine Kirche der Zukunft?

Wie gehen wir um mit der neuen Situation?

In einer Umgebung, in der der Glaube an einen personalen Gott nicht selbstverständlich ist, darf es nicht nur um Ekklesialisierung und Sakramentalisierung gehen. Diese Begriffe seien in der Vergangenheit vielleicht zu eng diskutiert worden. Es müsse darum gehen, mit dem Evangelium Jesu Christi um Gastfreundschaft zu werben in unserer Gesellschaft. Es könnte eine Gastfreundschaft sein, die einen Gast in einen „Gast des Gastes“ verwandelt, ohne den Anspruch, Jünger Jesu sein zu müssen oder zu einem inneren Kreis dazuzugehören. Das Christentum sollte als Habitus, als Stil angenommen werden, um weiterzukommen.

Der Vielortigkeit des Lebens müsse auch eine Vielortigkeit der Pastoral entsprechen, aus einem breiten Dialog heraus, wie er schon in „Evangelii Gaudium“ erwähnt ist: ökumenisch, interreligiös, interkulturell, interdisziplinär, intersäkular. Ökonomie, Ökumene und Ökologie dürfen mehr als bisher miteinander in Beziehung treten. Der Sieg der kapitalistischen Kultur sei zwar schon entschieden, umso wichtiger sei es aber, in diesem Kontext den Sakramentenbegriff der Schöpfung weiterzuentwickeln. In einer Umgebung, in der das Sakramentale immer weniger verstanden wird, in der aber Zeichenhandlungen wichtig seien, gelte es, den göttlichen und menschlichen Sehnsüchten der Menschen entgegenzukommen. Diese Bewegung auf die Menschen zu müssten aber eingebunden sein in Dimensionen, wie sie schon in „Evangelii nuntiandi“ (Paul VI., 1975) erwähnt sind: Lebenszeugnis, das ausdrückliche Wort, Zustimmung des Herzens, die konkrete Gemeinschaft, die sichtbaren Zeichen und der neue Aufbruch. In diesen Dimensionen müsse die Kirche ausdrücklich die Nähe zu Kunst, Musik und Literatur, zu Kultur allgemein pflegen. Für jene, die spirituell Suchende sind müsse Kirche antworten mit den Quellen der eigenen Spiritualität, wie wir sie z.B. in den kirchlichen Orden erleben.

Welche Ressourcen stehen zur Verfügung?

Es bleibe wichtig: der Baum des christlichen Glaubens lebt nicht allein von den Wurzeln der Tradition. Umgekehrt müsse man sich fragen ob das, was sich entwickelt, der Tradition entspricht. Der Baum des christlichen Glaubens lebt vom gesellschaftlichen Klima und der ihn dadurch berührenden Lebenswirklichkeit. Zu dieser Wirklichkeit gehört auch die „Verheutigung“ (aggiornamento). In einer Umgebung, in der die Angst vor Überforderung bestehe, darf sich die Kirche nicht auf eine Minimalsicherung des Status Quo konzentrieren.

Es brauche ein ungetrenntes und unvermishtes Verhältnis zur Menschheit. Es wäre dabei einseitig, nur von der Inkarnation und den Sakramenten her zu denken. Die Kirche ist nicht nur der mystische Leib Christi – erst die Dimension des Geistes, die Pneumatologie sorgt für die Durchdringung, die „perichorese“.

Papst Franziskus spreche von der Gefahr der spirituellen Nötigung. In einer Kirche dieser Zeit könne sich die Sakramentalität nur erweisen im Miteinander von Getauften, Gesendeten,

Beauftragten und Geweihten. Je auf ihre Weise stellten sie die Sakramentalität einer Kirche da, die Gott im Menschlichen dient. Aus der Sakramentalität der Kirche können nur Wirksames erwachsen, wenn sie aus dem Ursakrament Jesus Christus entspringt. Eine Kirche, die sich hingeben könne in der sendenden und aufbrechenden Kraft des Geistes würde handeln in wahrer *participatio actuosa*, einer voller Leben steckenden Beteiligung. Wenn diese Haltung gelebt werden würde, wäre die Kirche eine Kirche der Teilhabe, eine Kirche der Armut, der Keuschheit (weil lauter und transparent) und eine Kirche des Gehorsams.

Was kann und darf die Kirche zurücklassen?

Alles, was den Versuchungen der Macht erliegt, kann zurückgelassen werden. Was aber über die Zäsur hinaus bleiben muss, sei die Bedeutung eines trinitarischen Glaubens:

Eine Kirche, die nicht den immer größeren, neuschaffenden Gott über uns verkünde, bliebe statisch und würde keine Dynamik entwickeln. Dieses Bekenntnis zum größeren Vater, die Nähe zu dem „Gott mit uns“ sei wichtig. Der Wahlspruch von Bischof Bode, Gott sei größer als unser Herz, bringe das treffend zum Ausdruck. Kirche müsse Garant von Einheit und Vielheit zugleich sein, die Gaben in großer Buntheit verteilen können und trotzdem im Dienst an der Einheit sein. Diese Spannung von oben und unten, von links und rechts sei die Signatur der Kirche. Dabei sei es die Aufgabe des Amtes, die Nähe zum Ursprung zu wahren.

In der Enzyklika „*Evangelii Gaudium*“ von Papst Franziskus seien vier Dimensionen erwähnt, die in diesem Zusammenhang von Bedeutung sind:

Die Zeit ist mehr wert als der Raum (EG 226-225): Prozesse können angestoßen, der Raum aber muss nicht abgegrenzt werden.

Die Einheit wiegt mehr als der Konflikt (EG 226-230): das Prinzip der Synodalität steht vor Einzelentscheidungen – alles muss von allen verhandelt werden, die es betrifft. Dabei stehe für Franziskus das Papstamt als einigendes Prinzip, wenn die Einzelentscheidungen nach langer Reflexionsphase zu einer Entscheidung umgesetzt werden müssten.

Die Wirklichkeit ist wichtiger als die Idee (EG 231-233): es gehe darum, sich den Herausforderungen der Wirklichkeit zu stellen.

Das Ganze ist dem Teil übergeordnet (EG 234-237): Papst Franziskus verwendet hier das Modell des Polyeders. „Das Modell ist das Polyeder, welches das Zusammentreffen aller Teile wiedergibt, die in ihm ihre Eigenart bewahren. Sowohl das pastorale als auch das politische Handeln sucht in diesem Polyeder das Beste jedes Einzelnen zu sammeln. Dort sind die Armen mit ihrer Kultur, ihren Plänen und ihren eigenen Möglichkeiten eingegliedert. Sogar die Menschen, die wegen ihrer Fehler kritisiert werden können, haben etwas beizutragen, das nicht verloren gehen darf.“

Bischof Bode endete seinen Vortrag mit dem Verweis auf das Gedicht „*Amselsturm*“ von Marie-Luise Kaschnitz, in dessen letzten Vers von einem „undurchsichtigen Sack Zukunft“ ein „Entzücken“ steckt – ein Bild für die Kirche der Zukunft?

Angenehme Vorstellungen von Dingen
die noch nicht sind, aber sein werden,
zum Beispiel im März;
wenn wieder einmal keine einzige Knospe zu sehen,
kein Frühlingslufthauch zu spüren ist;

Während doch gegen Abend der Amselsturm sich erhebt.

Blüten aus Terzen, Blätter aus Quinten, Sonne aus Trillern,
ganze Landschaften aus Tönen aufgebaut.

Frühlingslandschaften,
rosa-weiße Apfelbäume vor blauen Gewitterwolken,
Sumpfdotterbäche talabwärts,
rötlicher Schleier über den Buchenwäldern,
Sonne auf den Lidern,

Sonne auf der ausgestreckten Hand.

Lauter Erfreuliches,
was doch auch in anderer Beziehung,
zum Beispiel in der Beziehung der Menschen zueinander,
eintreten könnte,
Freude, Erkennen.

Amselsturm hinter den Regelschleiern,
und wer sagt,
daß in dem undurchsichtigen Sack Zukunft
nicht auch ein Entzücken steckt.